

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 41 (1947)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Die Krippe (Lukas 2, 1 bis 19)  
**Autor:** Trautvetter, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-138995>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Krippe

Lukas 2, 1 bis 19

Eigentlich ist die Weihnacht das Geburtsfest von Jesus Christus. Man hat, wenn man dem ungeheuren Weihnachtsbetrieb unserer Städte gegenübersteht, schon das Gefühl, daß man nur in gebührender Bescheidenheit an jenen eigentlichen Ursprung dieses Festes erinnern dürfe. Vielleicht hat dieses Erinnern auch nicht einmal mehr viel Sinn. Denn diese beiden Dinge, der Weihnachtsbetrieb und der eigentliche Ursprung dieses Festes, haben sich bereits zu weit voneinander entfernt. Sie verstehen einander nicht mehr. Wer die Geburt Christi versteht, dem ist der Weihnachtstrubel fremd, und wer in dem Weihnachtsbetrieb aufgeht, der wird jenes stille und tief-bedeutsame Geschehen kaum mehr zu bemerken imstande sein. Das Weihnachtsfest hat sich von seinem Ursprung losgelöst, es hat sich als eine selbständige Sache in unsere Kultur eingefügt und dabei ihre Art angenommen.

Oder ist diese Trennung doch nicht so völlig, wie es manchmal den Anschein haben mag? Ist nicht doch noch eine heimliche, vielleicht etwas verschämte Beziehung geblieben? Mitten unter dem Flitterglanz und Materialismus, der dieses Fest so völlig zu beherrschen scheint, tauchen auf einmal die alten Symbole der Weihnacht auf: der Stall von Bethlehem und die Krippe darin. Es scheint, daß auch das säkularisierte, verweltlichte Weihnachtsfest auf diese Dinge nicht verzichten möchte. Die Menschen wissen ja vielleicht nicht recht, was sie tun, wenn sie diesen Zeichen der Armut des Gottessohnes einen Platz mitten unter ihren Luxusgeschenken anweisen. Das mag bei vielen eine völlig geistentleerte Geste sein. Die Krippe ist zum leeren Dekorationsstück herabgesunken. Eine «sinnige» Dekoration, die aber niemand wirklich zum Sinnen bringt. Oder wird sie vielleicht doch die Kraft haben, den einen oder andern flüchtigen Beschauer besinnlich zu machen, so vernehmlich zu ihm zu reden, daß er irgendwie den Widerspruch empfindet zwischen diesem seltsamen Zentrum seiner Weihnachtsdekoration und dem, was darum herum aufgebaut ist – so daß sich eine gewisse Verlegenheit seiner bemächtigt und er stärker und dringender nach einem andern Sinn des Festes zu fragen beginnt und vielleicht wenigstens *eine* Antwort in deutlicher Weise erhält, nämlich die, daß dieses Fest doch nicht nur ein Fest des Genießens, des Empfangens und des Egoismus sein sollte, sondern ein Fest des Helfens, Gebens und Erbarmens.

Wir sind keine kirchlichen Eiferer, und es ist durchaus nicht unsere Tendenz, der Welt das abzusprechen und wegzunehmen, was an christlichen Gedanken noch halb bewußt und dunkel geahnt in ihr lebt und so zu tun, als ob die Kirche allein einen legitimen Anspruch auf diese Symbole hätte und nur in ihrem Raum dieselben recht verstanden würden. Es klingt manchmal etwas hochmütig-klerikal, wenn von der Kirche aus über die Verweltlichung lamentiert wird. Wir unserteils meinen gerade das nicht, daß die Kirche das Monopol auf die religiösen Werte

des Weihnachtsfestes besitze. Unsere Tendenz geht sogar in gewissem Sinne ebenfalls auf eine «Verweltlichung» aus, nämlich darauf hin, daß die Wahrheit von Bethlehem, die Wahrheit der Krippe, in der realen Welt zu leuchten beginne und sie umgestalte. Gerade das ist ja der unmißverständliche Sinn der Weihnachtssymbole. Leuchtend hell strahlt er daraus hervor. Weihnacht ist weniger als jedes andere christliche Fest Geheimnis. Weihnacht ist Offenbarung und Enthüllung, ein für jedes Kind faßbares Aufstrahlen der Wahrheit. Der Gottessohn, der in Armut und Not in einem Stalle zur Welt kommt, unter Tieren geboren und in die Krippe gelegt, das bedeutet das Eingehen Gottes in die Realitäten des Lebens, sein rettendes, erlösendes, befreiendes und heiligendes Kommen. Diese Wahrheit soll nicht wieder verhüllt werden. Die Kirche ist in Gefahr, sie durch ein Dogma zu verdunkeln, auf die Lehre zu dringen, anstatt auf die Verwirklichung. Die Welt aber, sofern sie nicht eine nach Wahrheit und Gerechtigkeit hungernde, sondern eine satte und zufrieden genießende Welt ist, löst jene Wahrheit in Poesie auf.

Es ist sicher bezeichnend, daß sich das Bild von der Krippe dem Denken der Menschheit so tief eingeprägt hat. Aber schließlich hat sie damit zu spielen begonnen. Wenn die Kinder gesättigt sind, beginnen sie zu spielen. Und so ist das Weihnachtsspielen für eine in ihrem Behagen sicher ruhende Welt geradezu charakteristisch geworden. Es hat dabei nie ganz gefehlt an dem Verstehen der eigentlichen Wahrheit – schließlich sind auch die Bescherungen und die in diesen Tagen stärker auflebende Wohltätigkeit – sofern sie nicht Sport ist – noch ein Abglanz davon.

Man hat die Kunst zur Verherrlichung dieser Weihnacht zu Hilfe gerufen. Der Stall von Bethlehem mit der Krippe wurde eines der bezauberndsten künstlerischen Sujets. Was für reizvolle Themen boten sich da dem Pinsel des Malers dar! Das Kind in dem Kontrast überirdischen Glanzes und einer höchst armseligen Umgebung; die Mütterlichkeit, die jungfräuliche Mutter, dieser unerhörte Gedanke, beide Wunder des Frauentums: Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit in *einer* Menschengestalt zu vereinen und auf einem Frauenantlitz zum Ausdruck zu bringen, dazu die Romantik der Heimatlosigkeit – alles das hat sich der Phantasie und der Herzen der Menschen bemächtigt. Es liegt sicher in dieser Weihnachtspoesie mehr als bloß Poesie, vor allem in dem Empfinden früherer Geschlechter.

Wer würde nicht aus den weichen, zärtlichen, einfachen und innigen Tönen, mit denen da von dem Kripplein und dem Kindlein gesungen wird, den Unterton einer starken, ernsten, realen Beziehung heraushören zu dem, dessen Ankunft diesen Menschen Trost, Halt und Hoffnung bedeutete. Wer wollte diese starke und wahrhaftige Beziehung jenem Weihnachtsbild von Matthias Grünewald absprechen, auf dem er in seiner wunderbaren Art auf dem Antlitz der Ma-

donna die freudig entzückte Mütterlichkeit gemalt hat, die Mutter mit einem Kind voll jauchzenden Lebens, das Kind – in zerfetzten Windeln. Ja diese zerfetzten Windeln – sie sind offenbar ein Versuch, durch die Poesie und durch die malerische Romantik zum Realismus durchzubrechen. Und gerade das ist nötig, wenn wir uns der Weihnachtswahrheit nähern wollen. Aber dieser Durchbruch ist nicht leicht. Ob die Kunst ihn zu leisten vermag, scheint fraglich. Vielleicht fehlt es aber weniger an den Künstlern als an denen, die ihre Werke betrachten; sie sind auf das Genießen der Kunst eingestellt. Aber es ist offenbar bei der Weihnachtsgeschichte überaus schwer, die Romantik von ihr fernzuhalten. Schon Lukas wirkt auf uns allzu poetisch, allzu malerisch und romantisch – er soll ja von Beruf Maler gewesen sein. Vielleicht muß man sagen, daß man auch die Weihnachtsgeschichte nur dann ganz wahrhaftig schauen kann, wenn man jene Wirklichkeit im Hintergrund schaut, bei der alle Romantik aufhört, die Wirklichkeit des Kreuzes. Aber sie steckt doch eigentlich mitten drin in der Weihnachtsgeschichte. Es ist im Grunde doch sehr schlimm, was da erzählt wird. Es ist nicht menschenwürdig, sondern höchst erbarmungswürdig, wenn eine Frau im Stall gebären muß. Die ganze Kälte einer satten Welt tritt uns entgegen, wenn wir sehen, wie eine Frau in ihren Wehen nicht Raum findet in der Herberge und ihr kein Bett gegeben wird. Es ist nicht menschenwürdig, daß ein Kind unter Tieren zur Welt kommt. Das geschieht wohl einmal unter Kesselflickern. Das geschieht unter Flüchtlingen, die irgendeiner Hölle entflohen sind, einer bombardierten oder einer eroberten oder einer «befreiten» Stadt. Fliehen ist etwas Furchtbares. «Wehe den Schwangeren und den Säugenden in solchen Tagen.» (Matthäus 24, 19.) Unter Deportierten kommen Kinder so zur Welt. Vielleicht am Rand einer Straße, über die der Wind den Schneestaub fegt. Vielleicht in einem Viehwagen oder auf einem Schiffsdeck. Ein realistischer Poet zeichnet so ein wahrhaft weihnachtliches Bild vor uns hin:

«Ihr macht euch in euren Stuben breit.  
 Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit.  
 Ich steh' euch im Weg, wo ich steh', wo ich bin.  
 Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit...  
 Wo kam ich her, wo soll ich hin?  
 Ihr habt für mich keinen Raum, keine Zeit...  
 Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit...  
 Ihr redet viel von Jesus Christ.  
 Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit.  
 Ob euer Herz aus Eisen ist?  
 Der Mensch tut sich nur selber leid.  
 Und es schneit. Und mich friert. Und es schneit...»<sup>1</sup>

Wir müssen eine neue Art von Weihnachtspoesie verstehen lernen. Wir müssen die Weihnacht nicht in einer Waldhütte suchen. Wald

<sup>1</sup> Erich Kästner, erschienen in der «Weltwoche», 12. Dezember 1947.



und Hütte sind viel zu poetische Orte. Aber ein kalter Bunker, wo die Kinder einander die Tuberkulose anhusten, das ist nicht märchenhaft. Oder eine halbfaulle Seegrasmatratze, das ist weniger süß als das Krippelein und Windelein. Unsere Zeit geht grausamer um mit Müttern als der Herbergswirt von Bethlehem. Es gibt heute Tausende von Müttern, in denen das Wort Stall eine Vision der Wärme und Geborgenheit und des Behagens auslösen würde.

Wir müssen aus der Schönheit heraus in die Häßlichkeit hinein. Wir müssen unsern Ästhetizismus ausspeien, das ist heute der Weg zum Christuskind. Denn es gibt heute keinen sichereren Weg, die Welt wüst zu machen und wüst zu lassen, als den: das Göttliche in Schönheit aufzulösen.

Ihr wollt eine schöne Welt haben, sagt uns die Weihnacht. Auch Gott will eine schöne Welt haben, eine poetische Welt, eine Welt voll Jubel und Gesang. Darum geht er in die Häßlichkeit hinein und in das nackte Elend, vor dem ihr immer wieder flieht, nicht nur mit Hilfe der Kunst, sondern, was noch viel schuldhafter ist, auch mit Hilfe der Religion. Gottes Poesie ist nicht Flucht, sondern Hilfe, Sieg, Erlösung durch Liebe. «Ihr Armen und Elenden in dieser bösen Zeit, die ihr an allen Enden müßt haben Angst und Leid», ihr fliehenden Mütter, ihr Deportierten, ihr Heimatlosen – der Heiland ist geboren. Ihr seid todesmatt, bis zum Sterben resigniert. Ihr werdet eure Häupter nicht erheben, wenn diese Botschaft zu euch kommt. Ihr vermutet, daß es das alte Spiel sei, das eine satte Welt immer wieder getrieben hat. Wir wagen es ja auch gar nicht, auf uns selbst hinzuweisen, auf unser Erbarmen, auf die Wärme und Mitleidfähigkeit unseres Herzens und auf die Hilfsbereitschaft unserer Hände. Und die Unermeßlichkeit der Not schlägt uns nieder. Aber wir möchten und müssen versuchen, auf den hinzuweisen, der anders war, als wir sind, auf den, der den Namen wirklich verdient, der ihm im Engelgesang beigelegt wird, den Namen des «Heilandes». Dieser Name ist ihm nachgegangen, so daß er nie aufhören konnte, den Weg zu den Armen und Elenden zu suchen, ganz zu ihnen zu gehen, ohne Herablassung und in vollkommener Solidarität, als ihr Freund, als ihr Genosse und Bruder, ihre Lasten mittragend, auch die Last alles Häßlichen und Bösen, das auf ihnen lag, und ihnen Treue hielt, für sie kämpfte, litt und starb.

Ihn möchten wir den Elenden wenigstens nicht mehr wegnehmen. Wir möchten den Zugang zu ihm nicht mehr mit Dogmen verrammeln; wir möchten ihn nicht mehr in Kirchen einsperren. Und um seinetwillen – das wagen wir nun zu sagen – hoffen wir. Um seinetwillen glauben wir, daß die Welt nicht verdammt ist, eine Hölle zu sein, und daß die Menschen zu etwas anderem befähigt und berufen sind als zur Teufelei. Der Gesang «Friede auf Erden und Wohlgefallen an den Menschen» ist nicht nur Poesie, sondern Verheißung und Beginn der neuen Welt. Für sie sollen wir zeugen und kämpfen. *Paul Trautvetter.*